

Prof. Dr. Hermann Bausinger

Laudatio auf Martin Walser

Martin Walser erhielt 1955 – er war 28 Jahre alt – für eine Erzählung, die dann in seinem ersten Erzählungsband »Ein Flugzeug über dem Haus« veröffentlicht wurde, den Preis der Gruppe 47. Für seinen ersten Roman, die 1957 erschienenen »Ehen in Philippsburg«, wurde ihm der Hermann-Hesse-Preis zugesprochen. Vor fünf Jahren – inzwischen war der Roman »Halbzeit« erschienen – bekam er den Gerhart-Hauptmann-Preis. Walsers Dramen – »Der Abstecher«, »Eiche und Angora«, »Überlebensgroß Herr Krott«, »Der schwarze Schwan« – wurden von vielen Bühnen des In- und Auslandes gespielt. Seine Erzählungs- und Essaybände fanden internationale Beachtung.

Der Bodensee-Literaturpreis 1967 wird also keinem Unbekannten verliehen; und es scheint nicht allzu schwierig, auch diese neue Auszeichnung zu begründen und die Laudatio früheren Ruhmreden anzuhängen. Trotzdem möchte ich behaupten: Mit kleineren Poeten ist so etwas leichter. In einem Interview erklärte kürzlich der fruchtbarste Autor von Serien-Heimatromanen, unter näherer Heimat verstehe er nicht das örtlich Begrenzte, sondern das Weitere: nämlich ganz Oberbayern. Damit hatte er sich eigentlich ausgewiesen für einen oberbayerischen Kulturpreis, falls es das gibt. Aber selbst dort, wo die Autoren nicht gleich eine ganze Landschaft zu repräsentieren glauben, läßt sich etwas machen. Man staffiert ihre Muskeln aus mit Wörtern wie »urwüchsig«, man stellt sie auf das handgezimmerte Podest der »Echtheit«, man bläst sie auf, bis sie so groß sind wie ein Regierungsbezirk, nennt ihre Werke »kongenial« und streicht so die Hälfte des Lobs in die eigene Tasche. Mit kleineren Poeten ist so etwas leichter.

Hier aber ist nun eine Art »Riesen-Problem«, um es mit dem Titel einer Walser-Erzählung zu sagen. Wie läßt sich ein renommierter Dichter für eine Landschaft reklamieren, wie kann man Weltruhm auf das Koordinatennetz eines einzelnen Meßtischblattes beziehen, wie kann man Ansprüche begründen, an denen nicht auch alle anderen teilhaben? Gewiß gibt es Tricks und Möglichkeiten, die geistige Resi-

denzpflicht auch hier auszurufen und das »Riesen-Problem« zu lösen: Luft ablassen, kleiner machen, hereinlocken, und dann im ausgleichenden Dämmer der Festseligkeit Brüderschaft trinken, seine Stimme festlegen auf die eigene Tonart, seine Bilder bestätigen mit übereinstimmenden Wirklichkeiten, seine Gestalten wiederfinden in den Dörfern und Städten am See. Und Martin Walser bietet Handhaben für dieses Verfahren.

Sein Alois Grübel, zentraler Unheld des Dramas »Eiche und Angora«, der sich auf Grund der medizinischen Spezialbehandlung im KZ als Sopran im Männergesangsverein auszeichnet, der »immer alles einsieht«, und der zuletzt auch einsieht, daß es ein Unglück ist, »wenn man immer alles einsieht« – dieser Alois Grübel wird seiner geringen Intelligenz und seiner besonderen Umstände wegen zwar nicht von einzelnen Orten als Ehrenbürger beansprucht werden, aber seine trockene List, seine Mehrsinnigkeit und seine wie versehentliche Humanität passen gut in dieses Klima. Ihn interessierten solche einfachen Leute, hat Walser damals gesagt, die eine »Technik im Über-die-Runden-kommen« entwickeln müssen, ihn interessiere der »Volkskörper«, der etwas schwerfällig den Wandlungen nachhinke. Das war gewiß kein kokettes Gerede, er kann sie zeichnen mit ein paar Strichen, wie sie uns ständig begegnen: die Kleinbauern und Kleinbürger, die Arbeiter und Handwerker, oder etwa jene Mädchen »auf den Bahnsteigen des Allgäus«: »dicke Mädchen fromm angefroren, haben einen Geigensarg in der Hand, schwenken das blaurote Gesicht (Rorategesicht mit Lichtmeßaugen) seit hundert Jahren dem Zug nach, der ebenso aus München kommt, wie er nach Zürich fährt.« Da ist völlig klar, daß Walser selber hierher gehört, und daß er oft seine ganz persönlichen Erinnerungen den Romangestalten übergibt, den assoziativen Zusammenhang etwa zwischen Kirchenglocken, Zopfbrot, wollenen Strümpfen und Sonntagmorgen, oder den Blick in die Kindheit wie im folgenden Zitat: »Ist Dir was unklar, frag die Kastanien aus, die wissen Bescheid über ihn, die hat er gestreichelt, blank geleckt und im Hosensack poliert, damals, mit dem Kopf voller Haare, bis zu den Hüften im Gras, Augen, zum Licht machen so hell, barfuß zwischen wolligen Rindern, überhaupt eher lustig, ja, das glaubt ihm heute keiner mehr, Mensch, der war ganz schön verspielt, glotzte so hin und her, sang dem

Briefkasten stundenlang in den Mundschlitz, wirklich, eine Bahnwärterkatze, so verspielt war er, das glaubt ihm heute keiner mehr...« Und endet nicht Walsers jüngster Roman, »Das Einhorn«, mit einer merkwürdigen Phantasiereise ins »einfache Leben«, mit Gedanken an die Tätigkeit in der Dorfschule – nicht der Einklassenschule, damit das Mißverständnis nicht zu weit getrieben werden kann, aber doch an den Unterklassen einzweidrei – oder gar an die Arbeit des Straßenswarts, der »die ausschweifenden Wiesen mit dem Spaten« züchtigt?

Wahrhaftig, es scheint leicht, Walser zu annekieren, zumal er uns hie und da zublinzelt in alemannischer Sprachverschwörung. »Also«, auch wir sind vom »Zwetschgenland«; schadenfroh und mitfühlend denken wir an die Leser im Norden, die wohl auch mit Hilfe des Schweizerischen Idiotikons die Liebesergüsse der Verlegerin Melanie höchstens ahnen können, und wir stellen befriedigt fest, daß wohl nicht nur dem Botschafter von Somali die Spezialbedeutungen von »interessiert sein« und »Haustochter« übersetzt werden müssen, sondern auch allen Lesern – außer uns, die wir uns auch in der Sprache wiedererkennen. Er gehört hierher; sein Geburtshaus steht drüben in Wasserburg, dort hat er seine Kindheit verbracht, und seit zehn Jahren lebt er wieder am See, in Friedrichshafen. Er gehört hierher, und er paßt hierher. Enzensberger hat ihn einen »freiwilligen Provinzler«, genauer: den »letzten freiwilligen Provinzler« genannt, wie um damit anzudeuten, daß diese Spezies ausstirbt. Und in der Tat: Martin Walser – ist nicht schon der Name wie ein geschickt gewähltes Pseudonym? Wetterfest und jahrhundertgeerbt der Familienname, herb und asketisch, kein Saumpfad zu steil und kein Boden zu karg; und der Vorname ist in solcher Umgebung gleichweit entfernt vom laienspielhaften Lampionglanz unserer Martinszüge wie vom fanatischen Feuer aus Wittenberg, eher haftet ihm etwas an von dem reformatorischen ökumenischen Überfluß des heiligen Martin – wo sind sie alle, die Bettler?! – Es ist kein Pseudonym, ich weiß. Aber ist das nicht noch mehr, daß Erfindung hier unnötig war, daß vielmehr das Schicksal selber –

Das Schicksal selber? Es ist merkwürdig, dieses gestaltlose Leitmotiv aller heimatseligen Literatur gibt es in der bequemen Kostümierung eines fetten Generalnenners bei Walser nicht, und wenn wir ihm wirklich näherkommen wollen, so müssen wir uns zurückpfeifen las-

sen in seine Welt. Eine Welt von Menschen und Dingen, die sind oder die waren, von Vorgängen, von Details, eine Welt der Genauigkeit. Diese aufgeschlossene und aufschließende Genauigkeit aber grenzt keine Landschaft ein, sie erlaubt es nicht, Heimat geographisch zu definieren und gegen ein Draußen abzuschirmen; die Protokolle brechen nicht ab, am Allgäu nicht, an der Donau nicht und nicht am Main oder Rhein. In Stuttgart, mag es auch einmal von ihm als »letzten Endes eben doch von Reben umstandene Ereignislosigkeit« charakterisiert werden, spielen gleichwohl die Ereignisse vieler Walserscher Geschichten. In München lebt nunmehr Anselm Kristlein, den Walser zum zweiten Mal zum widerstrebenden Mittelpunkt eines Romans machte; dort steht sein Krankenbett, dort schließt er leichtsinnige Kaufverträge, und dort trifft er mit zwielichtigen Bahnhofspennern zusammen. Überhaupt Bahnhöfe – Walser ist ein sorgsam differenzierender Fahrtenschreiber; überall in der Bundesrepublik ist er zuhause, setzt einer Gesellschaft, die sich an ihren Stunden der Wahrheit erbaut, seine Lügengeschichten entgegen, entzaubert den Flitter der Diskussionen und Konkurrenzen, leuchtet hinein in die öde Welt der Vertreter und ihrer scheinbar so glücklichen Auftraggeber.

Erneut ist Vorsicht am Platz. Eine solche andeutende Aufzählung droht ja doch zunächst zu bestätigen, was widerlegt werden soll, die mehr oder weniger böse und falsche Welt scheint jenseits der gefälligen Horizontlinie zu beginnen, die den See umschließt. Die Wirklichkeit aber, und Walsers Wirklichkeit, sieht anders aus. Spricht etwas dagegen, daß hier am See irgendwo die Familie Bolzer zuhause ist, deren »Familienleben« – sonntags in der Wohnküche mit Stummheit und Prügeln – von sportbegeisterten Zuschauern verfolgt wird? Und wenn Alois Grübel angenommen wird, dann wird man auch die andern Gestalten aus »Eiche und Angora« annehmen müssen: die bösen Menschen, die gleichwohl ihre Lieder haben, die Ahnungslosen und Anpassungsfähigen, die Wendigen und die Ignoranten. Daß im Frühjahr 1945 inmitten der blühenden Bodenseelandschaft ein junger Pole aufgehängt wurde, weil er ein deutsches Mädchen geliebt hatte – das war der Ausgangspunkt zu Walsers Drama. Selbst dort, wo Erinnerung unversehrter und direkter mitspielt, Verklärung aus Kindheitstagen, selbst dort ist nirgends der Naturschutzpark einer heilen Welt

eingezäunt. »Hinterland« heißt eines der Kapitel im »Einhorn«; Anselm Kristlein führt sein exotisches Traumädchen in die wuchernde Wald- und Heulandschaft seiner Jugend, es gibt Glücksmomente, Wunder, Befreiungen; aber das Hinterland ist auch bestimmt von Abfallhalden und Manöverschäden, und Anselm muß an seine Mutter denken, die in der Fremden wohl eine Zigeunerin sähe, welche das Vieh verhexen möchte. »Hinterland« – das ist auch ein Stück Mittelalter, von dem Walser in seinem Merian-Essay sagt: »Unser Mittelalter hat jetzt elektrisch Licht und eine Fabrik und ein Management und Abgeordnete, die in Bonn für es sorgen.«

Noch einmal muß freilich das Mißverständnis abgewehrt werden. Hinterland wird hier nicht entworfen, um davon die Seelandschaft selber im ungetrübten und keuschen Blau abzusetzen. Auch die Uferzone ist – in Wirklichkeit und in Walsers Wirklichkeit – nicht nur ein Gestade unversehrter Heiterkeit. Der See – sind das wirklich nur oder auch nur zuerst verschwiegene Buchten und Spazierwege? In Walsers jüngstem Roman kommt man zum See zunächst einmal durch das Anwesen von Seehaus Blomich, hochherrschaftlich in einen Park Pückler-Muskauscher Prägung gestellt und hinter Tujawänden versteckt, kombiniert mit einem Werkerholungsheim, in dem die Arbeitskräfte der Firma Blomich unter strenger Aufsicht neue Arbeitskraft sammeln müssen. Und der zweite, der spätere Weg zum See ist wieder kein allgemeiner, Besinnlichkeit erzeugender Spazierweg, es ist ein Schleichpfad, auf dem Anselm Kristlein in gut indianischer Manier den Campingplatz und auch die Poesie solcher Campingplätze entdeckt: »Sicht geht vor Deckung. In Rußland hat er auf diesen Spruch gepfiffen. Jetzt findet er ihn angebracht. – Von Osten und von Westen ist das Lager vom unbegehbaren Schilf eingewachsen. Der Lagerplatz ist ein trockengelegtes und dann aufgefülltes Stück Schilfsumpf, eine Erdbrücke vom Land zur Uferböschung. Anselm arbeitet sich auf die Seeseite des Uferwaldsaums, setzt sich auf die freigespülten, also durch die Luft führenden, also federnden Wurzeln einer Eiche und liest in den vollkommen notwendigen, also vollkommen genauen Schichtungen des angeschwemmten Holzes und der interpunktierenden Blechbüchsen und der illustrierenden Vogelfedern sein ganz genau bestimmtes Schicksal. Er meint, er sei ruhig. Sein Blut klopft wie aus dem Keller.

Er ist aufgeregt. Er wird hastig sein, gleich einen Fehler machen, viel zu früh ins Lager eindringen. Nein. Er geht bis zu den Knien ins Wasser, dreht ein paar größere Steine so langsam um, daß die dickköpfigen kleinen Groppen und die schlanken Grundeln liegen bleiben und sichtbar werden, sobald sich das Schlammgewölk, das er aufwirbelte, verzogen hat. Er legt die Steine noch langsamer weg, macht die Hände hohl, senkt sie unmerklich, faßt zu, holt die Hände hoch, schaut durch einen winzigen Spalt hinein, die Hände sind jedes Mal leer. Also ganz anders als vor dreißig Jahren, da mußte er gar nicht erst hineinschauen, da spürte er sofort nach dem Zugriff, daß ihn die schwänzelnde und schlagende Beute in den Handflächen kitzelte, bis er sie wieder ins Wasser warf oder in den Kübel, in dem er sammelte, was er für die Angel brauchte. Also wird Dir das Maul trocken bleiben wie die Hände leer.«

Das ist nicht die Perspektive lockender Fremdenverkehrsprospekte, und es sind nicht die Worte wasserbegeisterter Lyrismen, in denen – nach Walsers freundlich-ironischer Kritik – lediglich das Schwimmen mit anderen Mitteln fortgesetzt wird. Die Sommerhitze ist bleiern, »der Himmel ... ein blaugraues Löschpapier, in dem die Sonne zerlief«. Der Herbst kommt schnell, der Platzwart harkt das Laub zusammen und vergißt seine hilflose Sommerliebe. »Ich weiß doch auch nicht. Fragt doch den Herbst. Den heimtückischen Seidenweber, der anfängt mit fast unsichtbaren Gespinsten. Tut zuerst, als wolle er nur die Luft sichtbar machen. Zeigen, daß sie silbern ist und waagrecht, von Blatt zu Blatt, zwischen allen Bäumen eine waagrechte Feinstseide, ein Flor von Schilf zu Schilf. Aber der wird dichter. Und plötzlich« – plötzlich ist das fremde, vertraute Mädchen weg, Anselm ist allein.«

Abschied, Elegie, Übergang

Es ist kein Zufall, daß Walser solche Übergänge umkreist, Aufbrüche und Abschiede. Hier entspricht der Gegenstand der besonderen Art der Beobachtung. Denn Walsers Genauigkeit ist eine Genauigkeit des Übergangs, ist Präzision, die sich sofort selbst wieder verneint. Die amüsante Fabel des letzten Romans von Walser geht aus vom Wunsch einer Schweizer Verlegerin, die Anselm Kristlein ein Sachbuch über die Liebe schreiben lassen möchte, bei dessen praktischer Vorberei-

tung sie auch ihre eigene aktive Mitwirkung anbietet. »Öppis Gnaus« fordert sie, und diese Forderung muß sie ständig wiederholen. Als aber Anselm eine ganz und gar »schwindlerische Beschreibung« ihrer nächtlichen Begegnungen vorlegt, da sagt sie begeistert und in vollem Einverständnis: »Antlech öppis Gnaus. Eso mach wydder.« Genauigkeit; aber da ist nichts, das sich festhalten läßt, das sind Anläufe, Ausschnitte, Bewußtseinssplitter.

Walser gibt sich dem Spiel der Zeiten hin, jongliert auf dem nicht vorhandenen Seil der Gegenwart mit Erinnerungen und Utopien, zeichnet naturalistische Bilder und hängt sie im nächsten Augenblick ab, weitet den Blick in fernste Vergangenheit und springt sofort wieder zurück ins banal Aktuelle. »... aber nein, Wasser zieht, tränkt die Augen, macht sie schwer, führt sie fort, über die Grenze, über den See, wo die Erde sich zu Gebirgen entschlossen hat. Also gut: die Schweiz. Berge von links bis rechts. Aha, die Gipfel. Eifersüchtig nebeneinander. Erstens soll keiner höher sein. Zweitens jeder anders als der andere. Wieviel breites immer gleiches Massiv ist nötig, daß so ein Gipfelchen droben für sich erscheinen kann. O du politische Versammlung da drüben. Ein Gipfel, visioniert Anselm drauflos, ein Gipfel war durch geologisches Versehen zu nahe am See hochgeschossen, fand sich, als er kühlte und zu sich kam, so dicht am Wasser, daß er sich gespiegelt sah. Er erschrak bis ins Mark. Kam er zweimal vor? Und schon stürzte er sich hinaus ins Wasser auf seinen Doppelgänger und begrub sich im See. So also wäre Lindau entstanden. Als flache Insel muß der ehemalige Gipfel jetzt Lokomotiven, zweierlei Kirchen, eine bayerische Verwaltung und ein Kurorchester ertragen...« Phantasie und Wirklichkeit, der Gletscher und Lindau, Eiszeit und Kurorchester – ein Spiel, gewiß. Aber die Gebärde des Spielers bleibt gleich, auch wo es um schwerere Dinge geht. Seine Schilderung kommt nicht zur Ruhe. Er stiftet geheime Verbindungen zwischen den Wörtern, mokiert sich hinter dem Rücken der so Verkuppelten, sagt nicht, ob es sich um eine ernsthafte Liaison oder um eine heitere Probe handelt. Er läßt die Sätze tanzen, so daß ihm der Leser oft nicht mehr zu folgen vermag in seine ekstatische Sirtakiwut; die Worte drehen sich, wirbeln durcheinander – Schwindel. Übermut und Verlorenheit rinnen in eins, es bleibt nur »die Ausflucht ins Unmögliche«.

Erst von hier aus ließe sich der Stellenwert von Heimat bei Walser genauer bestimmen; in diesen Zusammenhang gehört der Gestus der Heimkehr, Heimkehr zum Verlässlichen und Vertrauten – Alois' Heimkehr zu den Angorahasen, Anselms Heimkehr zu seiner Familie und in sein mühsam verteidigtes Krankenbett, wo er liegt »auf dem Mund wie die Boote im März und November« – am Ende eines Sommers, der auch zu ihm gehört. In einer von Walsers Erzählungen kommt ein selbstsicherer, gewandter junger Mann direkt aus Paris auf unverhofften Besuch, läßt den Erzähler so recht seine lächerliche Provinzialität fühlen – und der wendet sich am Ende Pickel zu, dem Gartennachbarn und Sonntagsphotographen, legt ihm, zart und scheu und erschreckt, den Kopf an die Schulter, und Pickel streichelt ihn: Heimkehr in die Wortlosigkeit. Das soll hier nicht zum Programm aufgezümt werden; es ist nur eine Erzählung, und eine »Lügengeschichte« auch dies, die zudem den seltsamen Titel »Mitwirkung bei meinem Ende« trägt. Aber sie deutet an, was hinter den funkelnden Wortkaskaden und der springenden Sprachgewandtheit verborgen bleiben könnte; daß diese ganze Beredsamkeit dem strengen Gebot unterliegt, keine großen Worte zu machen. »Ein Buch ist für mich eine Art Schaufel, mit der ich mich umgrabe«, schrieb Martin Walser – und das gilt auch von seinen eigenen Büchern. Ist es ein gar zu kühner Sprung, wenn ich jetzt noch einmal – fern von allen falschen Ansprüchen – behaupte: der so schreibt, gehört hierher? In eine Landschaft, die nicht mit monumentalen Gebäuden über ihre Diesseitigkeit wegtäuscht, und zu einem Menschenschlag, der unpräzisions-praktisch ist.

Lieber Herr Walser, dies ist kein Eingemeindungsversuch – und wenn meine Bemerkungen sich in der Eile als esoterisch maskierten, so trete ich jetzt zurück in Respekt und Bewunderung. Im »Einhorn« variieren Sie an einer Stelle das alte Thema, daß der Prophet nichts im eigenen Lande gilt – und dort auch wenig vermag, wie Sie hinzufügen. »Die größeren Taten werden immer von Reisenden Rittern vollbracht. Roland wirkte nicht in Bremen, Rommel nicht in Herrlingen, und was herauskam, wenn Old Shatterhand in der Gegend von Radebeul tätig wurde, ist bekannt: Gefängnis! Bleibt einer in der Mancha, wird er bestenfalls ein Komiker.« Ich würde, was freilich nur gegen mich spricht, Ihnen zutrauen, daß Sie diese Stelle in der zweiten Auflage

verändern, und daß Sie die Aufzählung ergänzen mit der Feststellung: »Martin Walser erhielt den Bodenseepreis.« Um der Überlinger willen, denen schon vor über fünf Jahrhunderten ein Dichter – der Tiroler Oswald von Wolkenstein – übel mitspielte, indem er »öppis Gnaus« über die Stadt und ihre Bewohner schrieb, um der Überlinger willen hoffe ich, es bleibt beim Text der ersten Auflage. Denn das glaube ich auch im Namen der Bewohner der Seelandschaft sagen zu dürfen: Wir freuen uns, daß Sie hier leben und daß Sie nie ausgewichen sind: nicht vor Vietnam und Berlin oder Bonn, aber auch nicht vor Friedrichshafen und Tunau und Wasserburg. Herzlichen Glückwunsch und herzlichen Dank.

1967 Dr. Martin Walser, für sein Gesamtwerk

1927 in Wasserburg,
ab 1943 Flakhelfer und Soldat, ab 1947 Studium der Fächer Literatur, Geschichte und Philosophie in Regensburg und Tübingen, 1951 Promotion mit einer Dissertation zu Franz Kafka, Reporter für den Süddeutschen Rundfunk, seit 1957 als freier Schriftsteller in Friedrichshafen, später in Nußdorf

Martin Walser: Ein Flugzeug über dem Haus und andere Geschichten. 175 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1955

Martin Walser: Ehen in Philippsburg. Roman. 420 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1957

Martin Walser: Halbzeit. Roman. 892 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1960

Martin Walser: Eiche und Angora. Eine deutsche Chronik. 120 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1962

Martin Walser: Lügengeschichten. 122 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1964

Martin Walser: Das Einhorn. Roman. 489 Seiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1966

Preisverleihung 18. Juni 1967, Laudatio Hermann Bausinger